

Compte rendu

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA**

Band (Jahr): - **(2009)**

Heft 90: **Pratiques langagières et formation professionnelle**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Compte rendu

Colloque de l'Association pour la promotion de l'enseignement plurilingue en Suisse (APEPS) du 14 et 15 novembre 2008 à Berne¹

Le plurilinguisme dans la formation – un atout pour tout le monde

Christine Le Pape Racine (présidente), ouvre le colloque en remerciant toutes les personnes qui ont apporté ou apportent encore leur contribution, en particulier Mme Kathrin Luginbühl, membre du comité, pour son immense travail de préparation. Ensuite elle présente la thématique du colloque annuel qui tient compte d'un intérêt accru pour le plurilinguisme et l'enseignement plurilingue sous diverses formes. Les domaines visés par la rencontre sont les langues premières des enfants allophones et l'enseignement plurilingue à tous les degrés de la formation, ceci en intégrant les développements politiques, didactiques, scientifiques et organisationnels. Les objectifs de l'APEPS se situent dans le domaine de la promotion du plurilinguisme individuel et l'enseignement sous forme de modèles immersifs pour tous les publics et tous les âges. Le plurilinguisme et l'enseignement plurilingue sont d'ailleurs des objectifs de l'Union européenne et du Conseil de l'Europe qui inscrivent le développement des répertoires plurilingues en tant que prémisses d'une citoyenneté européenne. Le Cadre européen commun de référence pour les langues et le Portfolio pour les langues relayant ces objectifs.

In seinem Referat sprach Urs Loppacher (VPOD) über das Potenzial, das die vielen in der Schweiz gesprochenen Sprachen für die gesamte Gesellschaft darstellen. Die Interessengemeinschaft Erstsprachen (IG E) setzt sich für deren *Förderung vor allem bei Kindern mit Migrationshintergrund* ein, weil diese (z.B. in den HSK-Kursen) zu einer gelungenen Identitätsfindung in zwei Kulturen zur privaten und beruflichen Integration und zur Gewaltprävention beiträgt. Erstsprachkompetenzen sind ein wichtiger Faktor für das Lernen weiterer Sprachen. Die Förderung von Mehrsprachigkeit ist ein Weg bei der Entwicklung in Richtung eines mehrsprachigen Habitus.

Stephan Hug (Schuldirektor von Zuchwil) äusserte sich zum Thema aus der *Sicht von Schulleitungen*. Für ihn fehlt es zurzeit an koordinierten Massnahmen nicht nur im Bildungssystem allein, sondern in einem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang. Die vielen Einzelinitiativen in Schulen genügen nicht, aber da die Schulleitungen erst seit kurzem etabliert

¹ Une version développée de ce compte rendu est disponible sur le site de l'association: www.plurilingua.ch.

sind, wird es etwas Zeit brauchen, bis sie gemeinsam Strategien im Schulentwicklungsbereich festlegen können.

Antonie Hornung (Professorin an der Universität Modena) sprach zu *Sprachenunterricht in Zeiten der Veränderung*. Die aktuelle Phase der tiefgreifenden wirtschaftlichen und ökologischen Krisen in einer hochtechnologisierten Welt, die aber den Hunger noch nicht beseitigt hat, verändert die Kommunikationsweisen radikal. Wird es dem Sprachenunterricht gelingen, die hochgesteckten Ziele z.B. des Reglementes über die Anerkennung von gymnasialen Maturitätsausweisen zu erreichen?

In den Kurzreferaten berichtete Margreth Daescher vom *interkantonalen Fremdsprachenprojekt Passepartout* zur Vorverlegung und Optimierung des Fremdsprachenunterrichts in die 3. Klasse und 5. Klasse (2006-2018). Es beteiligen sich die Kantone BE, BL, BS, FR, SO und VS. In gemeinsamen Arbeitsgruppen der kantonalen Verwaltungen und der vier Pädagogischen Hochschulen FHNW, PHBE, PHFR und PHVS werden die Rahmenbedingungen und konzeptionellen Grundlagen erarbeitet (Lektionendotation, Unterrichtsmaterialien, Anforderungsprofile für Lehrpersonen, Aus- und Weiterbildungskonzept sowie eine Didaktik der Mehrsprachigkeit) www.passepartout-sprachen.ch.

Die Sekundarlehrerin Hélène Würigler-Desaules erzählte aus der *Praxis des Französischunterrichts*, der an den Oberstufen der Schulen Meikirch, Uettligen und Hinterkappelen durch Konversation mit Frauen französischer Muttersprache einmal wöchentlich ergänzt wird. In Gruppen werden die Lernenden während zwanzig Minuten von den native speakers zu einem Text befragt, den sie nach Vorgabe der Französischlehrkraft vorbereitet haben. Vor mehr als 25 Jahren führte Roland Staudenmann (APEPS) in die Kurse ein. *Partir là, où les choses sont!*

Nicole Bayer orientierte über die Untersuchungen im Forschungsprojekt NFP 56 *Wie kann die Sprachkompetenz von Migranten-Kindern vor Schuleintritt gefördert werden?* (2006-2008). Entgegen den erwarteten, deutlich positiven Auswirkungen einer Intervention auf die frühe Förderung der Erst- und Zweitsprache im schulischen und familiären Bereich, hat sich bei Kindergartenkindern im Vergleich zu einer Kontrollklasse mit herkömmlichem Unterricht nur in der Zweitsprache Deutsch keine wesentlich bessere Entwicklung der L2 Deutsch gezeigt. Es wurden kritische Fragen gestellt zur Dauer der Intervention und zur Interpretation der Ergebnisse.

Anhand von Beispielen zeigten ehemalige Studierende an der FHNW PH Zofingen, wie man den Französischunterricht attraktiver und leichter gestalten kann. Unter der Leitung von Franziska Gobat wurden immersive Projekte entworfen und erprobt, wie etwa das von Pascale Graf in einem 5. Schuljahr: *BINGO – déroulement de l'activité dans une classe multiculturelle en Suisse*

alémanique, oder das Projekt von Andrea Sutter in einem 4. Schuljahr: "Das Ziel war, dass die Schüler/innen handelnd erleben, dass es Sprachähnlichkeiten gibt und man diese einordnen kann". Oder das Projekt zur Immersion von Sibylle Baumann-Arnold in einem 5. Schuljahr: *La prise d'étoiles*. Und schliesslich das Projekt von Melanie Fluri ebenfalls im Rahmen der Immersion in einem 1. Schuljahr: *Ile immersive – bricoler des cartes avec une première classe primaire*. "Ziel des Immersionsprojekts war, eine praktische Werkarbeit mit einer deutschsprachigen Klasse durchzuführen, wobei sämtliche Instruktionen auf Französisch gegeben wurden. Die Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Viele Schüler/innen reagierten positiv auf die Fremdsprache und wagten erste Sprachversuche".

Während des Podiumsgesprächs diskutierten Jelena Mitrovic, Verena Hostettler Kuns, Corinne Schärer, Werner Hostettler und Rui Martins über die Migrantensprachen, die Förderung der Mehrsprachigkeit in der Ausbildung und über Möglichkeiten, wie sie beispielsweise durch die enge Nachbarschaft des deutsch-französischen Unterrichts in Bern an den Schulen ECLF Wittigkofen, Sonnenhof und Manuel wahrzunehmen wären. Einig war man sich über die Notwendigkeit der Förderung der Erstsprachen, nicht einig war man sich über die Verantwortung darüber und die Finanzierung. Es wurden Zusammenhänge aufgezeigt zwischen Druck aus der Bevölkerung und Handlungen in den politischen Gremien.

Visite de classes: Claudine Brohy a rendu visite à une classe au gymnase Kirchenfeld à Berne, 2 leçons de biologie en français, 3^e classe (11^e degré). Il s'agit d'une classe de 13 élèves (6 filles et 7 garçons), dont la moitié environ est déjà bilingue. En plus de la biologie, les élèves ont des cours de mathématiques et d'histoire en français. Selon l'enseignant, Stefan Aebischer, les élèves non bilingues sont défavorisés par rapport à la compréhension. Au début de l'enseignement bilingue, les enseignants bénéficient d'une demi-heure par semaine de compensation pour le surplus de travail. Le cours de cette journée porte sur la numération des cellules de levure, avec une expérience, les propriétés des bactéries et la transduction.

Tristan Mottet a rendu visite à une classe parallèle au même gymnase. Intéressant de constater la différence de perception du cours d'un praticien à l'autre. Dans ce gymnase, une maturité mention bilingue est mise sur pied depuis l'automne 2007. Dans la classe tertia G3 de Stefan Aebischer, 16 élèves se côtoient avec une motivation perceptible, autant dans l'utilisation de la langue française que lors des travaux de groupes animés et dynamiques. Sur les 16 élèves, seuls 4 d'entre eux avaient une origine francophone. Les autres étaient au bénéfice de bonnes compétences langagières. Quand bien même la biologie fait appel à un champ lexical élaboré, c'est le contexte mis en place par l'enseignant et une didactique visuelle qui permettent aux élèves d'être actifs. A noter enfin que les élèves

sont volontaires dans le choix de cette filière et qu'ils montrent un réel plaisir dans l'échange ou dans les prises de position spontanées.

Kathrin Luginbühl und Yves Andereggen waren zu Besuch in den beiden Kindergärten *Sonnenhof* und *Jardin d'enfants* der *Ecole cantonale de langue française* (ECLF) in Bern, in denen auf Anregung der APEPS eine gemeinsame Projektwoche ins Leben gerufen wurde. Die Lehrerinnen Frau Scholl-Mbaye und Madame Andraud behandelten die Bilderbuchgeschichte *Die kleine Raupe Nimmersatt* in je ihrer Sprache auf vielfältige, anschauliche Weise. Ein Besuch von der Partnerklasse gehörte zu den Höhepunkten der Woche. Dafür hatten die Lehrerinnen ein Tischtheater vorbereitet. Mit zwei gleichen Spielfiguren (Raupe und chenille begegnen sich) spielten sie die Geschichte den beiden Klassen in deutsch-französischem Dialog vor. Die Kinder zeigten viel Freude, sich bereits mit wenigen Wörtern in einer andern Sprache ausdrücken und sich verstehen zu können.

L'accueil au CAP et à l'Université de Berne était chaleureux. La représentation des enfants des classes HSK de Jelana Mitrovic et un concert Flamenco de Danielle et Veselin Cesarov-Zaugg (Verein Dialog) ont contribué à la bonne ambiance.

L'APEPS remercie vivement et une nouvelle fois VALS-ASLA pour son soutien.

**Claudine Brohy, Tristan Mottet, Yves Andereggen, Kathrin Luginbühl,
Rolf Züger & Christine Le Pape Racine**
APEPS
www.plurilingua.ch

Compte rendu

**Doleschal, U., Hoffmann, E. & Reuther, T. (Hg.) (2007):
*Sprache und Diskurs in Wirtschaft und Gesellschaft.
Interkulturelle Perspektiven.*
Frankfurt am Main: Peter Lang.**

Festschriften (in vorliegendem Fall für Renate Rathmayr, o. Universitätsprofessorin am Institut für Slavische Sprachen der Wirtschaftsuniversität Wien) leiden häufig an der Heterogenität der Beiträge, weil die persönlichen Beziehungen zur geehrten Person (bzw. zu einer ihrer oft sehr vielfältigen wissenschaftlichen Interessen) wichtiger erscheinen als die thematische Einheit des Bandes. Dies ist hier nicht anders. Kommt dazu, dass aufgrund des interdisziplinären Ansatzes des Bandes viele der Aufsätze den Bereich der angewandten Sprachwissenschaft, welcher das *Bulletin VALS-ASLA* verschrieben ist, weit überschreiten. Dennoch bietet dieser Band viel Lesenswertes. Der Rezensent versucht nicht einmal, dessen Vielfalt exhaustiv wiederzugeben, sondern beschränkt sich bewusst auf einige Kommentare zum Thema der Wirtschaftskommunikation, vielleicht gerade auch wegen der Tatsache, dass, wie Gerlinde Mautner ("Linguistics and management: an unconsummated relationship", 171-182) treffend bemerkt, sprachwissenschaftliche Arbeiten zur Kommunikation von und in Betrieben zwar bedeutsam wären, aber von der ökonomischen und betriebswissenschaftlichen Gilde kaum zur Kenntnis genommen werden (ist es Zufall, dass der Schlüsselbegriff *Sprache* im gleich nachfolgenden Beitrag [Wolfgang Mayrhofer & Astrid Reichel: "Career management systems in Central and Eastern Europe – an European comparative empirical analysis of Austria and Romania", 183-197] nicht ein einziges Mal vorkommt?).

Ein informativer Beitrag von Eva Lavric vermittelt einen spannenden Überblick über 29 Fallstudien unter dem Titel "Tiroler Variationen zum Thema der Sprachwahl in der Unternehmenskommunikation" (151-169). Der Fokus liegt auf Formen der Unternehmensstrategien (*Adaptation* an die Sprache des Gegenübers; *Nicht-Adaptation*, d.h. Verwendung der eigenen Muttersprache; *Standardisierung* oder Verwendung einer dritten Sprache als 'lingua franca'). Die Strategien werden nach Standortregion, Branche, Grösse und Hauptmärkten aufgeschlüsselt und wurden mit einer Vielzahl von Methoden (neben Fragebögen meist auch Interviews und gelegentlich teilnehmende Beobachtung und sprachliche Tagesläufe) erhoben. Zweifellos ist Englisch häufig, aber viele Betriebe wenden mehr als eine Strategie an, wobei Lavric auf die "überragende Bedeutung des Entgegenkommens als Sprachwahl-

faktor in der Wirtschaft, ganz besonders im Tourismus und im Verkauf, aber auch im Einkauf und sogar bei dominierender Marktposition" (163) hinweist.

Zu weiterführenden Überlegungen laden die Beiträge von Nigel Holden und Gerhard Fink ("Russia's path to the market economy: its language of management in slow pursuit" [75-90]) und Marion Krause (" 'Leistung' im Russischen – eine semantische Lakune?" [125-136]) ein. In beiden Fällen geht es um die Leistungsfähigkeit der russischen Sprache bei der Bewältigung der Wende zur Marktwirtschaft, sei es, dass anstelle einer genauen Entsprechung für den Schlüsselbegriff *Leistung* eine lexikalische Lücke klafft, sei es, dass zur Übersetzung amerikanischer ökonomischer Theorien ganze Wortfelder fehlen. Man kann diesen Befund, wie dies die Autoren tun, aus der Perspektive der Notwendigkeit interpretieren, die russische Sprache an die dominante angelsächsische Nomenklatur und Denkweise anzupassen gemäss der These, es handle sich um universell gültige Denkschemata und man könne alles in allen Sprachen ausdrücken, vorausgesetzt, die Sprachgemeinschaft schaffe dafür die notwendigen lexikalischen Mittel. Aber diese Interpretation ist keineswegs zwingend. Man könnte auch die Meinung vertreten, die Widerspenstigkeit der russischen Sprache gegenüber dem aus den USA exportierten ökonomischen Jargon resultiere aus einem latenten Widerstand gegenüber wissenschaftlichen Denkmodellen, die zwar den Anspruch auf universelle Gültigkeit erheben (wie dies auch in Reiner Springers Beitrag über "Marketing für Transformationsmärkte" [269-284] durchschimmert), letztlich aber in Mustern gründen, die an eine Einzelkultur angebunden und von Metaphern und semantischen Formen der englischen Sprache geprägt sind. Wenn man die Möglichkeit, Begriffsfelder zu übersetzen, als Form von deren Validierung ansieht (was in der Übersetzungsrichtung auf das Englische hin häufig gemacht wird), dann muss deren Inkompatibilität mit gewissen Zielsprachen und -kulturen zu denken geben.

Folgerichtig weisen Richard Alexanders Überlegungen ("How 'intercultural' can a *lingua franca* really be? Some remarks on 'international business English' ", 9-21) auf die Ambivalenz der Verwendung von Englisch als *lingua franca* in Wissenschaft, Technologie und Wirtschaft hin. Englisch sei keineswegs 'neutral', sondern fördere die Verbreitung von "concepts embedded in the culture and economic system of the English-speaking world" (13). Und weiter: "Arguably, these trends and processes could be leading to a narrowing of scientific and everyday perspectives" (ibid.). Ohne so weit zu gehen wie der von ihm zitierte Mark Pegrum, welcher der "English language industry" vorwirft, eine "neocolonialist agenda" zu vertreten (15), moniert Alexander, dass die Globalisierung in der Dritten Welt soziale Ungleichheiten schaffe oder verstärke, aber auch die lokalen Kulturen und Werte bedrohe: "So, while corporate globalization is clearly having consequences for the

spread of English, first and foremost, it is about the insertion of 'western' social and commercial practices and models into societies and cultures which have been marginal to Western capitalism" (18).

Bedenkenswert sind in diesem Zusammenhang Martin Stegus Überlegungen zur interkulturellen Bewusstheit ("Das Missverständnis als (letzte?) universale Kategorie: Aspekte interkultureller Bewusstheit", 285-300), die sich besonders oft in fremdsprachlicher Kommunikation manifestieren (286). Der Verfasser kritisiert "monistisch-essentialistische" Kulturbegriffe (290), weist auf emergente neue Kulturformen bei Begegnungen zwischen Kulturen hin (292) und meint generell: "Der gesamte interkulturelle Ansatz dient im Grunde der Dekonstruktion des Glaubens an Universalität" (293) – also auch der westlichen Werte und Wirtschaftsmodelle. Implizit denunziert er auch den Glauben an die Transparenz von Sprache, wenn er darauf hinweist, dass interkulturelle Missverständnisse auch – und gerade dann – auftreten, "wenn die Sprache (angeblich) verstanden wird" (294).

Umso erstaunlicher ist es auf dem Hintergrund der letztgenannten Beiträge, dass im einzigen Aufsatz zu kulturell gemischten Teams (Sylvia Meierewert "Cultural standard research and its implications for managing multinational teams: cooperation with Croatians and Slovenes – the Austrian perspective" [199-217]) die Sprache keinerlei Rolle zu spielen scheint; ganz abgesehen davon, dass – ausser in einem kurzen Hinweis auf zukünftigen Forschungsbedarf (212) – viel von Problemen, aber wenig von den Chancen interkultureller Teams die Rede ist, obwohl diese zunehmend auch von Managern von internationalen Konzernen wahrgenommen werden (vgl. Lüdi, Höchle & Yanaprasart *in Vorb.*: "[Linguistically] Mixed teams as a factor for increasing innovation and creativity"). Dazu können auch empirische Arbeiten zu kulturbedingten unterschiedlichen Kommunikationsstilen beitragen, die allerdings über das von Franz Rainer ("Der französische Kommunikationsstil im wirtschaftlichen Kontext", 235-253) vorgeführte Zusammenstellen von Beobachtungen aus der Sekundärliteratur – ohne quellenkritische Reflexion, d.h. ohne Hinweis auf die empirische Grundlage der zitierten Beobachtungen (der an die Franzosen gerichtete Vorwurf, andere nicht ausreden zu lassen, sondern zu unterbrechen, richtet sich z.B. in der Schweiz normalerweise umgekehrt an die Deutschen) – hinausführen müssten.

Beiträge zur Onomastik im kommerziellen Bereich (Julia Kuhn, "Frauengestalten in der Ergonymik [137-150]; Ingeborg Ohnheiser, "Здравствуй, любимая!" Eine Analyse metasprachlicher Kommentare zur Wahl und erhofften Wirkung von Warennamen der Agentur АККУРАТТ.Ru [219-233]; Elke Ronneberger-Sibold, "Петр Великий – Friedrich. Zeitversetzte Parallelen zwischen russischen und deutschen Namen für Lebensmittel" [255-267]), zu historischen Aspekten von Karriere und Rhetorik (Gerhard Fink & Maren Lehmann, "Zur Erfindung der Karrierenleiter durch Peter I. und

Reflexionen über Karrieren in der Gegenwart" [23-42]; Manfred Kienpointner, "Zur Revolutionsrhetorik von Georg Büchner, Rosa Luxemburg und Wladimir I. Lenin. Eine vergleichende Analyse" [91-106]), zu Sprache und Wissenschaftskulturen innerhalb von Einzelsprachen (Helmut Gruber, "Wissenschaftskulturen und studentisches Schreiben. Die Ergebnisse einer diskursanalytischen Studie" [43-60]; Peter Handler, "Sprache, Stile und Kulturen. Zur Neupositionierung philologischer Begriffe in der technisierten Kommunikation" [61-74]) und zur Semiotik der Mode (Katharina Klingseis, "Встречают по одежке... Kleidung als Medium der nonverbalen Kommunikation" [107-123]) runden den Band ab und belegen nachdrücklich die Breite der Interessen und Arbeitsgebiete der geehrten Renate Rathmayr.

Georges Lüdi
Universität Basel
Georges.Luedi@unibas.ch

Compte-rendu

Johnson, S. & Ensslin, A. (eds.) (2007).

Language in the Media. Representations, Identities and Ideologies.

London: Continuum.

Language in the Media s'inscrit dans la lignée d'ouvrages – de plus en plus nombreux – qui abordent les médias dans une perspective linguistique ou socio-linguistique. Cependant, à la différence de Fairclough (1995) ou de Hutchby (2006) qui s'intéressent au discours médiatique en général, traitant de la pertinence d'approches discursives pour aborder des phénomènes médiatiques, le collectif dirigé par Sally Johnson et Astrid Ensslin aborde spécifiquement la construction et la représentation du langage dans les médias. Le titre *Language in the Media* renvoie à deux ensembles de phénomènes: 1) l'usage du langage dans les médias, les façons de parler médiatiques; 2) le discours sur la langue tel qu'il apparaît dans la presse, à la télévision, sur internet, c'est-à-dire les façons de représenter dans les médias des thèmes associés à la langue. Ces deux objets d'étude sont abordés dans des perspectives théoriques et analytiques variées: socio-linguistique, pragmatique, analyse (critique) de discours, anthropologie, etc.

En dépit de cette diversité d'approches qui peut donner à première vue l'impression d'une interdisciplinarité plaquée, artificielle, les articles sont tous reliés par une perspective similaire: le langage comme révélateur d'univers de croyances, de visions du monde, de représentations, voire d'idéologies. Si l'on admet facilement que la construction et la représentation d'enjeux linguistiques dans les médias s'alignent à des courants de pensée (p.ex. idéologie de la langue standard, idéologie d'une langue "authentique"), plusieurs auteurs du collectif démontrent que l'usage de la langue n'est jamais innocent ou neutre mais témoigne toujours de façons d'appréhender le monde. Parler, c'est dire ce que l'on est, c'est se définir et définir autrui, liant la langue aux questions d'identité et d'idéologie.

Cette dimension idéologique des langues est illustrée d'entrée de jeu par Heywood et Semino. S'intéressant aux métaphores communicationnelles utilisées dans la presse britannique, les deux auteurs montrent que les verbes de parole et les expressions utilisées pour exprimer la communication verbale orientent la façon de comprendre la réalité sociale en favorisant certaines interprétations au détriment d'autres. Ils remarquent entre autres que la communication est représentée métaphoriquement non pas comme une co-construction mais comme une transmission: l'information est livrée ou donnée ("he *delivered* a strong appeal"), construite pour quelqu'un ("Mr Balladur *has*

made speeches"), révélée à autrui ("He *disclosed* that [...]"). Cette conception transmissionniste est d'autant plus présente dans le discours social que ces trois métaphores sont les plus fréquentes dans le corpus étudié par les deux auteurs. De manière similaire, en situation de débat, les expressions communicationnelles renvoient davantage à l'agression physique qu'à la négociation, la recherche de compromis, etc. Pour les auteurs, cette dramatisation, cette concrétisation et cette simplification de la communication, telle que représentée dans la presse, n'est pas étrangère à la dimension commerciale des médias où les journalistes doivent rendre l'information accessible, compréhensible et attrayante¹.

Reprenant l'idée selon laquelle le discours des médias influence la façon d'appréhender le monde, Jeffrey analyse la façon dont l'acte discursif d'excuse est construit et défini par les médias à travers l'analyse des commentaires métadiscursifs à propos de soi-disant excuses produites par un politicien. Si cette analyse permet à l'auteur d'identifier comment l'excuse est construite médiatiquement, quelles sont ses caractéristiques définitives, du point de vue de la production, elle néglige néanmoins un maillon de la communication médiatique qui joue un rôle important dans l'identification d'une excuse: le public-téléspectatorat. Considérant que la personne lésée de l'excuse politico-médiatique est bien souvent les citoyens, leurs réactions constituent un indice de première main.

Sur le même thème du cadrage de la réalité sociale par les médias, Hill analyse dans une perspective critique comment le discours journalistique reproduit et fait circuler une conception idéologique du langage selon laquelle les mots prononcés s'affichent comme le reflet des croyances et des intentions de l'acteur. Inversement, toujours selon cette idéologie, le sens profond d'une affirmation est donné au bout du compte par l'intention de l'acteur, ce qu'il prétend vouloir dire par les mots qu'il utilise. Dans cette perspective, c'est moins les déclarations comme telles qui ont valeur de vérité que les commentaires métadiscursifs produits sur ces déclarations. S'intéressant aux manifestations de cette idéologie langagière personnaliste dans la couverture médiatique (presse américaine et blogues) de deux déclarations controversées de politiciens, l'auteur montre que cette façon de concevoir le langage déresponsabilise au final les acteurs des propos qu'ils tiennent, autorisant la diffusion de propos notamment racistes en toute impunité. L'auteur de tels propos ou ses défenseurs pouvant toujours se justifier en disant que les propos ont été mal interprétés.

¹ Cela étant, il n'est pas sûr que cette représentation de la communication soit spécifique aux médias. La conversation quotidienne fournit chaque jour des exemples de cette construction idéologique.

Dans l'article de Cameron, la dimension idéologique du langage est abordée du point de vue de la réception. L'auteur s'intéresse à la circulation des stéréotypes sexuels à travers l'analyse de commentaires de blogueurs ayant participé à un quiz sur le web, "Gender Genie", dans lequel l'internaute est invité à soumettre au site quelques énoncés avant que le site fasse une hypothèse sur le genre (masculin ou féminin) de l'internaute. Outre sa dimension ludique, le quiz transmet aussi implicitement de l'information scientifique, à savoir que les hommes et les femmes se distinguent par les formes linguistiques qu'ils utilisent. À ce titre, l'auteur se demande si ces stéréotypes, véhiculés dans le quiz, sont critiqués, questionnés ou, à l'inverse, entérinés, acceptés par le public internaute. De manière attendue, les résultats montrent que ceux-ci endossent les prémisses à la base du quiz. Si certains questionnent la méthode d'identification de formes "féminines" et "masculines", aucun ne remet en question l'idée d'une différenciation linguistique des sexes. Plus encore, à la lumière des résultats, l'interactivité inhérente au quiz web n'encouragerait pas un plus grand esprit critique, bien au contraire. L'implication de l'internaute dans le processus de communication le diminuerait même. De manière intéressante, l'auteur s'interroge en conclusion sur l'effet de telles stratégies de mise en scène du contenu sur la compréhension de l'information diffusée?

Développant davantage cette hypothèse de l'effet des mises en scène médiatiques sur la compréhension de phénomènes linguistiques, Gieve et Norton proposent différentes configurations interactionnelles utilisées par la télévision pour représenter la communication entre acteurs médiatiques ne parlant pas la même langue. Pour l'auteur, ces mises en scène sont autant de manifestations de l'idéologie de minimisation de la différence linguistique, allant de la naturalisation de cette différence à travers des procédés de sous-titrage ou de *voice-over* jusqu'à sa thématisation (lorsque la différence devient l'objet de la communication). Au-delà de cette tendance médiatique à vouloir rendre la communication interlinguistique transparente, ce cadre d'analyse permet d'entrevoir comment l'Autre, celui qui ne parle pas la langue dominante, est instrumentalisé pour le bénéfice de l'instance médiatique, et défini d'emblée comme différent. Cela étant, l'absence d'analyse quantitative ne permet pas d'examiner l'étendue de cette construction identitaire à la télévision britannique.

De la représentation des langues étrangères à la télévision on passe à la représentation des langues minoritaires dans les médias électroniques (radio et télé), dans les chapitres de Jaffe et de Kelly-Holmes et Atkinson. Jaffe analyse l'usage à la radio du corse, langue minoritaire que les autorités tentent de réhabiliter. À travers l'étude du corse parlé dans les émissions d'information et dans celles de divertissement, l'auteur montre que les médias doivent faire constamment des choix linguistiques: soit opter pour

l'authenticité, le corse tel qu'il se parle dans la rue, nécessaire à l'identification des auditeurs à la radio; soit opter pour l'autorité d'une langue standard qui est à créer, nécessaire au processus de légitimation. Cette même tension entre authenticité et autorité se répercute aussi dans les réactions des auditeurs au discours radiophonique. Autant les auditeurs interrogés se montrent critiques à l'égard de l'emploi de certains néologismes et emprunts au français (surtout lors de bulletins d'information), autant ils apprécient la langue de proximité, marquée par l'alternance entre le corse et le français, utilisée lors d'émissions de divertissement. Ce regard critique des auditeurs montre qu'en contexte minoritaire l'usage de la langue est toujours assorti à des enjeux identitaires et questionne spécifiquement la façon de parler appropriée pour le public à qui l'on s'adresse.

La question des variétés de langue légitimes en situation minoritaire domine aussi l'article de Kelly-Holmes et Atkinson. Ici, la représentation de l'irlandais lors d'un sketch humoristique est à l'étude. La parodie d'un animateur de radio populaire, réputé pour ses emprunts à l'anglais, interviewant une vedette hollywoodienne ne comprenant pas l'irlandais est présentée comme un révélateur d'attitudes circulant dans l'espace public à l'égard de cette langue minoritaire. L'effet comique de cette parodie fonctionne à deux niveaux. D'une part, l'amplification des tics langagiers de l'animateur constitue un miroir offert aux téléspectateurs, reflétant leur propre difficulté à parler un irlandais "standard". D'autre part, les réponses inappropriées de l'acteur hollywoodien renvoient l'image d'un personnage ridicule, incapable de comprendre des questions, même simples, en irlandais. La parodie présentée sert ainsi de prétexte à l'exposition de deux attitudes à l'égard de l'irlandais: un sentiment d'infériorité, lié à la compétence linguistique approximative de beaucoup d'irlandais, et le sentiment de supériorité, lié à leur capacité de parler une langue unique et distinctive, au fondement même de leur identité, que l'étranger ne comprend pas. Ici, le dénigrement de l'étranger renforce l'identité irlandaise.

Cette instrumentalisation de l'Autre pour renforcer l'identité culturelle et linguistique d'une communauté est centrale dans les articles de Milani et de Horner. Dans les deux cas, les auteurs montrent comment un important appareillage discursif est mis en place afin, d'une part, de construire un "Nous" unifié, homogène et distinct et, d'autre part, de définir les "Autres" comme étrangers, différents. Tout d'abord, s'intéressant à la reproduction de l'idéologie des tests linguistiques pour les immigrants en Suède, Milani montre que l'argumentation en faveur de l'introduction des tests est fondée sur des "liens arbitraires" (entre habiletés langagières et exigences linguistiques des tests) dont le point de départ est la caractérisation discriminatoire des nouveaux arrivants, présentés comme des personnes ayant une connaissance déficiente du suédois et qui ne désirent pas l'apprendre. Pour

sa part, Horner examine comment l'idéologie nationaliste se manifeste dans la presse luxembourgeoise à l'occasion d'un débat provoqué par les résultats décevants des étudiants luxembourgeois à un test international. Dans le cadre de ce débat, trois stratégies sont déployées pour renforcer l'unité de la nation. Tout d'abord, à travers divers procédés d'association et de dissociation, le Luxembourg est présenté comme une nation de tolérance et d'ouverture, différente et supérieure par rapport aux autres nations. La deuxième stratégie est liée à l'essentialisation de l'Autre, de l'étranger, jugé handicapé linguistiquement. Cette stratégie permet de contester la légitimité d'un test international uniforme tout en réitérant les fondements de la nation. Enfin, les critiques formulées à l'endroit des parents, des élèves et des enseignants dont les comportements, les façons d'apprendre et d'enseigner sont présentées comme étant en rupture avec le modèle d'éducation du passé et permettent de renforcer la cohésion de la communauté en établissant un idéal commun.

Cette dynamique d'identification / différenciation, d'inclusion / exclusion fonde la construction de tout groupe: à l'échelle nationale, comme le montrent les deux articles précédents, mais aussi à une échelle plus petite, comme en fait la démonstration Thurlow dans son analyse de la représentation du langage technologique des jeunes (messagerie instantanée, courriel, SMS) dans la presse anglosaxonne. L'auteur observe comment cette langue est dévalorisée, présentée comme un code artificiel, obscur et moralement suspect, utilisé par l'ensemble des jeunes – comme s'il formait un groupe homogène – et symbole de la dégénérescence de la langue. Plus que la stigmatisation d'une pratique langagière, ce discours permet par contraste aux journalistes "adultes" de se définir en s'excluant du groupe des jeunes et en s'identifiant à une langue standard. Cette séparation entre la langue des jeunes et celles des adultes n'a pas qu'une fonction identitaire. Elle reproduit aussi l'ordre social: le rapport dominant-dominé est confirmé; les adultes, gardiens de la moralité face à des jeunes dont l'instrumentalisation permet au marché de mieux les cibler.

L'interrelation entre les questions d'identité, cette fois nationale, et celles associées à la langue est aussi abordée par Johnson. À la différence qu'ici, c'est la représentation visuelle d'un débat linguistique qui amène l'auteur à constater comment une réforme de l'orthographe en Allemagne, qui, d'un point de vue linguistique, peut apparaître technique, devient vite un enjeu identitaire lorsque qu'elle est interprétée dans l'espace public. L'analyse multimodale fine de la couverture d'un magazine (représentation des acteurs et contextualisation, composition de l'image, choix des couleurs, etc.) effectuée révèle que l'iconicité de l'illustration fait allusion et convoque différents discours politico-historiques: le combat de grands auteurs pour la défense de la littérature, la révolution échouée de 1848-1849, la lutte entre l'État et le peuple, des discours qui sont autant d'indices permettant de mieux saisir comment la réforme est comprise socialement.

Le dernier article du collectif se démarque des autres par la perspective anthropologique adoptée. Ensslin documente de nouvelles formes d'expressions poétiques émergeant sur internet (*hyperpoetry*) en accordant une place centrale au potentiel expressif des médias en relation avec les liens de communication et les différents modes sémiotiques impliqués. L'intérêt de sa contribution est justement de montrer comment les cyberpoètes créent un nouvel espace de signification à la fois réflexif et métadiscursif à travers un jeu avec le medium, le code, le message et la relation.

En conclusion, il apparaît que l'établissement d'une interdisciplinarité entre l'étude des médias et la linguistique se heurte encore à quelques difficultés (Burger, 2008). De fait, dans le présent ouvrage, on constate qu'à défaut d'explorer "those media texts and practices where language is itself more or less thematized" – intention formulée par les éditeurs de l'ouvrage –, le discours médiatique est abordé davantage comme un lieu d'inscription de problématiques socio-politiques que comme un objet d'étude à part entière. Les contraintes structurelles, génériques, communicationnelles cadrant l'activité des médias et le contexte de production et de réception sont rarement pris en compte. Le discours des médias constitue avant tout un corpus facilement accessible où sont analysées les représentations sociales de la langue technologique des jeunes, les métaphores communicationnelles circulant dans l'espace public, la reproduction d'idéologies linguistique, les tensions entre authenticité et autorité dans l'usage d'une langue en contexte minoritaire, etc. En ce sens, l'intérêt du collectif est davantage d'ordre linguistique et socio-linguistique que d'ordre communicationnel ou médiatique.

Bien que les médias soient peu théorisés dans le présent ouvrage, il reste qu'une même perspective, critique, sur les médias traverse la plupart des articles. À ce titre, les médias sont principalement présentés comme des agents reproduisant et faisant la promotion des idéologies dominantes, comme des *ideological brokers*. Ajoutons aussi que le lecteur intéressé aux dynamiques identitaires, à l'inscription discursive des idéologies linguistiques, à la représentation médiatique d'enjeux linguistiques notera qu'un espace congru est accordé à l'intérieur du collectif à l'ensemble des processus de co-construction du sens et des représentations sociales entre acteurs médiatiques et public. Sans rien enlever à la qualité d'ensemble des analyses linguistiques réalisées dans ce collectif, ces remarques précisent l'orientation de certains choix éditoriaux.

Olivier Turbide

ICAR, Université Lumière Lyon 2 et CIRAL, Université Laval
Olivier.Turbide.1@ulaval.ca

Bibliographie

Burger, M. (éd.) (2008): L'analyse linguistique des discours médiatiques. Québec (Nota Bene).

Fairclough, N. (1995): Media Discourse. London (Edward Arnold).

Hutchby, I. (2006): Media Talk. Maidenhead (Open University Press).

Compte rendu

Cislaru, G., Pugnière-Saavedra, F. & Sitri, F. (éds.) (2008).

Analyse de discours et demande sociale.

Le cas des écrits de signalement.

Paris: Presses de la Sorbonne nouvelle.

Cet ouvrage est issu d'un dialogue entre des analystes du discours et des professionnels du travail social: des analystes du discours qui situent leur objet de recherche dans l'interaction et la co-construction entre discours et société, qui se proposent d'analyser les discours pour mettre à jour des phénomènes de société et qui se déclarent d'emblée intéressés scientifiquement par la portée de leurs recherches pour le champ professionnel dont ils analysent les discours; et des professionnels qui expriment le besoin de mieux se positionner vis-à-vis d'une activité centrale dans leur travail, à savoir la rédaction des rapports de signalement dans le champ de la protection de l'enfance. L'avant-propos montre clairement que ce dialogue s'appuie à la fois sur des considérations théoriques concernant le discours et son analyse, et sur un dispositif empirique de travail: le groupe 'Signalement' mis en place par Collinot et qui rassemble linguistes et professionnels du champ. C'est le produit de ce travail collaboratif qui a donné lieu à cet ouvrage, composé d'écrits émanant des professionnels du champ et de linguistes. Ce positionnement clair est assumé tout au long de l'ouvrage, chaque article alliant rigueur linguistique et considérations heuristiques pour le champ professionnel étudié.

Les écrits de signalement soumis à l'analyse dans cet ouvrage présentent des caractéristiques remarquables du point de vue de l'analyse du discours: ils sont produits dans le cadre d'un dispositif institutionnel et social régi par la loi, celui de la protection de l'enfance; ils ont une visée pragmatique clairement identifiée, consistant à évaluer le danger ou le risque de danger couru par un enfant, à la demande d'une autorité administrative (conseil général) ou judiciaire (juge pour enfants) saisie d'une 'information préoccupante' émanant de l'école, de la PMI, d'un service social ou d'un simple particulier (famille, voisin). L'évaluation de la situation familiale produite par ces écrits fait ainsi passer l'objet du signalement – l'enfant et sa famille – de l'intime au public, en jugeant cette situation à l'aune de normes sociales explicitement formulées ou implicites. La question que se posent les auteurs peut ainsi être résumée de la façon suivante: *comment, dans les écrits de signalement, une situation singulière se trouve-t-elle évaluée à l'aune des catégories de l'enfance en danger?*

Deux niveaux d'analyse sont distingués par ce que les auteurs nomment la double contextualisation de leur objet d'étude: l'interprétation et la compréhension. Il s'agit d'abord d'interpréter les formes linguistiques par rapport aux contraintes discursives et professionnelles et, par conséquent, d'une pratique d'écriture en rapport avec ces objectifs. Il s'agit ensuite de comprendre les mécanismes de co-construction entre discours et société, et donc une série d'enjeux sociaux.

Cet ouvrage est divisé en trois parties. La première partie porte sur les contraintes et particularités des écrits professionnels dans le domaine social. La deuxième sur les aspects lexicaux et syntaxiques de l'évaluation. La troisième enfin sur les représentations entre subjectivité et intersubjectivation.

Dans la première partie figurent les articles de Frédéric Pugnière-Saavedra, maître de conférences à l'Institut de Vannes, et de Patrick Rousseau, docteur en sciences de l'éducation et directeur d'un service éducatif. Frédéric Pugnière-Saavedra visibilise dans son article 'Quelques régularités des écrits du signalement', permettant ainsi de dessiner les contours d'un sous-genre spécifique à ces écrits.

- Premièrement la visée pragmatique, définie comme l'évaluation d'une situation pour protéger un mineur. L'auteur relève à ce propos un jargon spécifique qui renvoie aux acteurs du signalement, aux mesures, mais également aux institutions, et le fait que les destinataires (professionnels ou non) sont multiples.
- Deuxièmement, des régularités compositionnelles. Le travailleur social est amené à mettre par écrit les écarts par rapport aux attentes sociales (l'auteur reprend à Foucault, 1975 la notion d'*attentive malveillance* pour décrire cette caractéristique), il est également amené à structurer son rapport d'une double façon, en l'adressant à la fois au juge et à la famille. Selon les services et selon les formes d'écrits, la structuration du rapport en rubriques varie. L'auteur présente ainsi le détail de certaines structurations, rendant son article riche d'exemples variés et concrets.
- En troisième lieu, l'auteur repère des régularités dans ce qu'il nomme les représentations linguistiques des acteurs, à savoir les stratégies de désignation employées dans ces écrits (des termes généraux, définis, juridiques, un 'nous' qui peut référer au travailleur social, à l'institution, à plusieurs professionnels, des tournures impersonnelles, les termes 'dysfonctionnement' et 'situation'). L'auteur montre quand et où ces différents termes sont utilisés et esquisse des pistes d'interprétation.

L'article se termine sur une hypothèse, à élaborer lors de recherches à venir, selon laquelle les écrits relevant du domaine social auraient en commun certaines régularités linguistiques et compositionnelles puisqu'ils ont tous comme visée d'améliorer les conditions de vie d'une catégorie d'individus.

Dans le deuxième article, 'La pratique de l'éducateur mise en mots', Patrick Rousseau reprend une partie des résultats de sa passionnante thèse de doctorat, *Pratique des écrits et écriture des pratiques. La part 'indicible' du métier d'éducateur*. Dans le champ de la protection de l'enfance, il s'intéresse à une activité particulière, l'action éducative en milieu ouvert (AEMO), qui se caractérise par un manque patent de lisibilité. Analyser les rapports adressés aux juges des enfants constitue alors une possible modalité d'accès aux pratiques des intervenants, dans la mesure où ces rapports écrits cristallisent le paradoxe de l'intervention (aide et contrôle) et les enjeux de cette pratique professionnelle. La recherche de Patrick Rousseau s'appuie sur une analyse des rapports, mais également sur des prises de notes quotidiennes lors du suivi des familles. Selon cet auteur, c'est en analysant l'énonciation du contrôle dans ces pratiques que l'on comprend paradoxalement la prégnance de la relation d'aide. L'article fait état, à nouveau dans le détail de situations concrètes, de plusieurs stratégies langagières et autres précautions énonciatives utilisées pour protéger cette relation et se prémunir contre un discours stigmatisant qui ne manquerait pas de la mettre en péril (plus ou moins longue explicitation, termes préférés à d'autres, imprécisions, modalisation, etc.).

Après avoir ainsi rapporté ce qui est visible dans ces rapports, Rousseau poursuit son analyse sur un autre plan, considérant cette part visible de l'action comme consistant en même temps à rendre invisible ce qui est vraiment en jeu dans l'intervention. Au-delà d'une analyse de l'énoncé, c'est à une analyse de l'énonciation qu'il se livre: ambiguïtés, contradictions, imprécisions sont ainsi interprétées comme des possibilités offertes à l'éducateur par l'énonciation pour ménager son propre positionnement, tenir ensemble aide et contrôle, s'adresser à deux destinataires différents en même temps, etc. Conformément à la définition du compromis de Barel, l'éducateur réussit à prendre en compte en même temps et au même endroit, par une parole unique, l'intégralité des positions extrêmes de sa mission. Les exemples convoqués sont analysés finement et chaque fois ramenés à des enjeux concernant la pratique dans son ensemble.

En conclusion, cet article évoque la notion de place de Vion, distinguant les places institutionnelles, subjectives, textuelles et enfin les places énonciatives. Ces places qui se font et se défont au cours des rapports semblent le reflet d'un positionnement qui, par définition, ne peut ni ne doit être stable. C'est bien "dans – et par – l'indécidable qu'il faut à l'éducateur affirmer une identité professionnelle" (Nègre, 1999). Dans cet article, l'auteur fait à notre sens plus qu'utiliser le langage comme modalité d'accès aux pratiques (ce qu'il fait pleinement et avec brio). Il montre également, dans le détail, comment le langage sert de ressource pour la pratique professionnelle étudiée. Tenir

ensemble ces deux volets dans l'analyse de ces textes nous semble éminemment heuristique pour les professionnels.

La deuxième partie de l'ouvrage débute par l'article intitulé 'Ecrire ce qui ne va pas dans le champ de l'enfance en danger: les mots *problème(s)* et *difficulté(s)*' et signé de Marie Veniard, docteure en sciences du langage. D'un point de vue référentialiste, les termes "problèmes" et "difficultés" ont une référence faible; ils sont vagues et pourraient être considérés, dans une logique normative, comme devant être proscrits des textes de signalement. Marie Veniard, empruntant sur ce point une démarche analogue à celle de Patrick Rousseau, considère au contraire cette faiblesse comme intéressante, dans le sens où elle présente un grand pouvoir de capture extensionnelle. L'auteure se situe ainsi d'emblée dans une sémantique alternative, une sémantique discursive, pour laquelle le sens du mot est pris dans son syntagme, de manière solidaire du discours qui le porte, en référence aux travaux de Branca-Rosoff et Torre.

Plutôt que de parler de faiblesse de la référence, Veniard montre que celle-ci s'élabore au fur et à mesure du texte.

Une analyse comparative de la fréquence relative des deux mots "problème(s)" et "difficulté(s)" est faite sur des enquêtes sociales, des notes de situation et des rapports d'investigation et d'orientation éducative. Ces termes étant plus fréquents dans ce dernier type d'écrit, l'auteure en conclut qu'ils sont davantage caractéristiques des écrits d'analyse que des récits de faits. Une autre caractéristique de la fréquence de ces termes est retenue de l'analyse, la prédominance du terme "difficulté(s)" par rapport à "problème(s)". Une brève analyse des définitions de ces termes issues des dictionnaires fait émerger l'opposition sémantique suivante: le problème serait envisagé par rapport à un extérieur tandis que la difficulté le serait par rapport à l'intériorité de l'individu. Suit une étude du cotexte de ces termes, une analyse statistique des cooccurrences les plus fréquentes à l'échelle de la phrase: adjectifs relationnels et propositionnels, quantification, rapport à la personne, rapport des scripteurs à 'ce qui ne va pas'.

Les deux dernières pages de l'article récapitulent l'ensemble des analyses techniques en des termes plus faciles d'accès pour le lecteur, reprenant le passage que propose Delcambre entre une conception de la fonction éducative comme observation à une conception comme analyse. Les termes "difficulté(s)" et "problème(s)" marqueraient ainsi des habitus discursifs particuliers, l'un centré sur l'individu et l'autre centré sur la relation de l'individu au monde social. Les enjeux de cette analyse pour le champ professionnel sont esquissés en fin d'article.

Le deuxième et dernier article de cette partie s'intitule 'L'évaluation dans les rapports de signalement' et est écrit par Sylvie Garnier, docteure en sciences

du langage et enseignante. Cet article relève que les rapports présentent davantage un ensemble d'informations à verser au dossier qu'un ensemble d'arguments à faire valoir dans un débat contradictoire. Outre la rubrique 'conclusion', les rubriques 'entretiens' et 'situation familiale' contiennent cependant des connecteurs. L'auteure s'intéresse dès lors aux énoncés articulés par ces connecteurs pour observer les modalités particulières d'évaluation des scripteurs telles qu'elles portent à la fois sur les familles et sur le travail social lui-même.

L'auteure reprend une définition culiolienne de la concession, tout en considérant que la normalité qui résulte de la mise en évidence de deux énoncés reliés par un connecteur concessif n'est pas pré-existante mais produite par l'activité énonciative même. C'est dans le mouvement de l'activité du scripteur que les valeurs sur lesquelles le scripteur fait reposer son jugement peuvent être cernées. Les observations du rédacteur sont converties en propriétés de l'objet de discours confrontées les unes aux autres à l'intérieur d'une opération discursive d'évaluation. Le conflit entre ces propriétés n'est pas présenté comme résolu par le scripteur, ce sera au juge de le résoudre. Ce que l'auteure montre, en analysant tant les énoncés à valeur positive que ceux à valeur négative, c'est que l'activité de jugement est mise en œuvre bien avant la dernière rubrique ('conclusion'). Les énoncés concessifs marquent tout au long du rapport, de façon plus ou moins discrète, la position adoptée par le scripteur face aux faits et aux dires qu'il rapporte.

Ce type d'analyse de la concession, qui ne considère pas comme préexistantes les normes à l'œuvre dans l'activité d'évaluation, mais qui va chercher dans la singularité de chaque rapport les valeurs construites, ouvre un champ de recherche passionnant.

La troisième et dernière partie de l'ouvrage s'ouvre sur l'article de Frédérique Sitri, intitulé 'Observer et évaluer dans les rapports éducatifs: de la représentation d'un dire singulier à la description d'une situation'. L'auteure, maître de conférences à Paris X, s'intéresse à la façon dont s'agencent, dans les rapports, la représentation des dires des personnes interrogées par le travailleur social et la description de la situation familiale. Cette problématique se situe ainsi à l'intersection de l'observation et de l'entretien, deux activités essentielles du travailleur social.

Trois niveaux de contextualisation sont considérés: le genre, la rubrique et la séquence. Plusieurs facteurs influencent la manière dont s'agencent ces représentations des dires et ces descriptions: le caractère marqué ou non des énoncés, le type de verbe introducteur et les temps verbaux utilisés:

- Les énoncés non-marqués: discours d'un membre de la famille ou d'un professionnel intervenant auprès de la famille (référé par "I" dans l'article) ou description par le scripteur. La fréquence d'apparition des énoncés qui

présentent des marques explicites de discours rapporté par rapport aux énoncés non-marqués dépend du service et des normes rédactionnelles qui lui sont propres et du statut de la personne avec laquelle s'est entretenu le travailleur social.

- Le discours indirect. Cette catégorisation étant moins stable que celle du discours direct, elle permet des phénomènes de glissement entre représentation d'un discours et description d'une attitude. Cette catégorisation dépend fortement du verbe introducteur. Selon le type de verbe, les glissements seront plus ou moins facilités ou plus ou moins tenus. Glissements ou superpositions entre représentation du contenu d'un événement de parole, description de l'état d'esprit de "I" au moment de l'entretien et description de cet état d'esprit 'en général' dans la situation qui est celle de "I".
- L'emploi du temps présent peut brouiller les temporalités en glissant d'une référence temporelle localisable (p.ex. un entretien, un moment d'observation) à une référence temporelle plus large et moins déterminée, englobant le moment de l'entretien mais aussi le moment de la rédaction et de la lecture du rapport. L'étude de l'emploi d'autres temps verbaux est esquissée comme une piste de recherche à venir.

Georgeta Cislaru, maître de conférence à Paris 3, s'intéresse elle à 'L'intersubjectivation des émotions comme source de sens: expression et description de la peur dans les écrits de signalement'. Comme Marie Veniard, cette auteure part de recommandations des guides pratiques (être objectif, décrire des faits) pour s'en distancer, en tentant de comprendre l'omniprésence de termes d'émotion dans les rapports. D'un point de vue théorique, cet article refuse de dissocier raisonnement et émotions et ne condamne ainsi pas d'emblée la présence de ces termes dans les rapports. Cislaru se concentre sur une émotion particulière, la peur, et étudie le dispositif sémantico-lexical mobilisé à son propos. Celui-ci présente une réelle complexité, l'accent pouvant être mis sur l'intensité, l'aspectualité et la rationalité de l'émotion. L'auteure s'intéresse également aux dispositifs lexicaux et syntactico-énonciatifs mobilisés pour la configuration cette émotion. Elle distingue à ce propos les émotions réflexives, où le danger concerne le sujet lui-même, et les émotions allocentrées, où le danger ne concerne pas le sujet mais une tierce personne.

Les rapports entremêlent les émotions réflexives et allocentrées, ces catégories étant en réalité poreuses. Et surtout ils font converger les états émotionnels; ils décrivent et évaluent une situation de façon à favoriser sa compréhension. Le rôle de l'expression et de la description des émotions dans les écrits de signalement dépasserait ainsi la simple information en invitant à l'interprétation et à la prise de décision, permettant de guider le

positionnement institutionnel vis-à-vis d'une situation particulière. La dimension émotionnelle fournit ainsi une grille de lecture qui contribue à la cohérence pragmatique du discours. Dans cette perspective, les émotions ne sont pas considérées comme des effets du discours ou une fracture dans celui-ci, mais bien au contraire comme une contribution à sa configuration en tant qu'objet unitaire.

Le dernier article de l'ouvrage a pour titre 'les mots qui blessent'. Il est signé de Marie-Thérèse Matras, psychologue spécialisée dans les thérapies familiales et membre de l'association "Echanger autrement". Cet article présente les résultats d'un groupe de travail regroupant des professionnels venant de divers horizons et de diverses institutions, tous concernés par la protection de l'enfance et préoccupés par la violence ressentie par les familles à la lecture des écrits les concernant. Une description détaillée des activités réalisées par l'unité dans laquelle travaille l'auteure est proposée. On y découvre ce que les professionnels font en amont de la rédaction du rapport, les conditions de mise en œuvre des rencontres avec les parents, le dispositif au sein duquel a lieu la lecture des rapports aux parents, etc. Si la lecture de ces écrits peut permettre aux familles de s'approprier le travail d'élaboration effectué au cours des rencontres, il peut aussi arriver que des mots blessent. Un même terme peut être interprété de manière différente et provoquer des malentendus, d'autres termes peuvent entrer en résonance avec le vécu familial intime, sans que cela puisse être totalement prévisible pour les professionnels. Certains termes peuvent également blesser parce qu'ils sont lus par la famille dans un contexte particulièrement menaçant, comportant un enjeu avec des conséquences redoutées, le placement de l'enfant. Les réalités du contexte, ses limites, les contraintes qui en découlent méritent d'être explicitées, et la menace éventuelle sous-jacente que ce contexte véhicule ne doit pas être niée. Une autre source de violence ressentie par les parents à la lecture des rapports concerne un message envoyé à l'insu de son interlocuteur, par les avatars du contre-transfert (au sens psychanalytique) et le caractère non-maîtrisable des messages analogiques (c'est-à-dire le ton de la voix, la mimique, etc.). Il peut y avoir des règlements de compte personnels par familles interposées. Les professionnels doivent reconnaître leurs propres blessures d'enfance, la résonance inévitable en eux des drames familiaux auxquels ils sont confrontés. Cet article aboutit ainsi à des recommandations concrètes pour les professionnels du champ.

En conclusion, cet ouvrage apparaît comme particulièrement original en ce qu'il propose une approche non-normative des écrits de signalement. Les auteurs ici rassemblés n'ont en effet à aucun moment des *a priori* sur ce qui devrait ou non figurer dans ces textes, leur prétendue objectivité, les normes à l'œuvre, etc. Il nous semble néanmoins que la description de la pratique professionnelle pourrait par moments être davantage creusée. La visée

pragmatique des écrits de signalement est présentée comme claire et commune à l'ensemble de ces rapports, comme totalement prédéfinie. Mais au fil de l'ouvrage, la définition de cette visée varie légèrement et les situations prises en compte présentent également des spécificités. De notre point de vue, ces variations ainsi que les différents enjeux sociaux qui les accompagnent et qui affectent les activités (et donc les rapports), auraient gagné à être davantage développés. Mais peut-être cette exigence mêle-t-elle trop fortement les deux niveaux d'analyse distingués dans l'avant-propos par les auteurs: interprétation, compréhension.

Il faut souligner encore une fois combien chaque article de cet ouvrage réussit de manière particulièrement fine à articuler à sa manière (là non plus il n'y a pas de dogme ou de norme prédéfinie) rigueur dans le champ linguistique et considérations heuristiques pour les professionnels. Si parfois une dimension prend légèrement le dessus, l'autre dimension n'est jamais complètement écartée. Ce dialogue entre analystes du discours et professionnels du travail social, fondé sur une base empirique solide et illustré par de nombreux exemples concrets, ouvre ainsi à nos yeux un espace de réflexion à la fois fécond et passionnant. Nous ne pouvons donc que recommander aux professionnels des deux champs la lecture de cet ouvrage stimulant.

Kim Stroumza

Haute Ecole de Travail Social de Genève
kim.stroumza@hesge.ch

Bibliographie

Foucault, M. (1975): Surveiller et punir. Naissance de la prison. Paris (Gallimard).

Nègre, P. (1999): La quête du sens en éducation spécialisée. De l'observation à l'accompagnement. Paris (L'Harmattan).

Compte rendu

Frehner, C. (2008).

Email – SMS – MMS: The Linguistic Creativity of Asynchronous Discourse in the New Media Age.

Bern: Peter Lang.

The book, volume 58 in the Studies in Language and Communication series, edited by Maurizio Gotti, is partly quantitative, partly qualitative in approach, and both descriptive and theoretical in nature. The title will attract readers – both scholars and laypersons – who are interested in new media. Its focus on multiple modes of asynchronous discourse (as in the title: email, SMS, and MMS) is itself of interest. The author attempts in the book to quantify and explain the differences and similarities among these three modes of communication, and includes comparisons with a subgenre of SMS, namely linked SMS. The contribution to the field is the comparison of these modes with each other and with telegrams (for English data), and a corpus-based discourse analysis of MMS.

The book is divided into ten chapters: (1) Introduction, (2) Email, (3) Text Messages, (4) Single Text Messages versus Linked Text Messages, (5) Results, (6) A Continuing Comparison between Emails and Text Messages, (7) Text Messages as the Renaissance of Telegrams, (8) Multimedia Messages, (9) Linguistic Change and Possible Implications of such a Change, and (10) Conclusion. Each chapter has several subsections.

The fact that the book attempts to generalize across these media is laudable. The size of the SMS data set was adequate (e.g., over 900 text messages, equivalent to that of Androutsopoulos & Schmidt, 2002), though the nature of the data did not appear to be optimal for cross-comparison. Even--perhaps especially--without quantification, there is much to be said for many of the ponderings on text realization (e.g. the § 4 summary). Most useful in the first half of the book is Frehner's categorization of linguistic features found in asynchronous media, which makes the book a generally useful resource.

The analytical component in the first half (five chapters) of the book would likely have benefited from a more in-depth treatment with acute attention to detail, including interpretation for the quantification whether or not statistically significant. At times, the explanations could have been somewhat clearer and the analyses more thorough. For example, a deeper investigation is needed into the nature of the <z> substitution e.g. 'tomoz' for 'tomorrow' (p.108).

Some claims in the first half of the book appear to be over-general. For example, the author suggests that texting is more 'proximity oriented' and 'interpersonal' than email (by virtue primarily of SMS pronominal deletions). More evidence would likewise be needed to support the claim that SMS (with copula deletion) is 'more abbreviated' than email (with auxiliary deletion). Moreover, it is not correct to indicate that email excludes 'phonological approximations', 'non-standard shortenings', and non-conventional spellings; perhaps it appears so in the data set because younger groups (the participants in her study) typically use SMS for informal contacts and email for more formal ones.

Unique to Frehner's work is the treatment of linked SMS by comparison with unlinked messages, that is, messages with more than 160 characters which have been formed by linking shorter messages together (§ 4: 123f.). The first section (§ 4.1) has a literature review outlining the arguments against invoking the 'economy principle' as the primary reason for SMS message brevity, other possible reasons being time constraints, cumbersomeness of keying, shared context (making repetition and lengthy exposition redundant), and the users' desire for more rapid turn-taking. The discussion is revelatory for arguments traditionally based on these concepts and features. Conceptual orality as an argument for the differences appears less convincing than the notable effects of cognitive and sociological / sociolinguistic conditions, namely, the fact that users become somatically accustomed to creating abbreviations (such that to deviate from this practice requires a greater cognitive effort), and that possibly in part as a result of this, and partially for group-identity reasons, the subculture of text users has adopted this style as more 'standard' and appropriate to the genre.

The discussion on the use of regionalisms and local dialectisms could have been further strengthened with a link to 'actual' orality expressly noted (p. 104-110), and it would have been interesting to mention whether any of these dialectal realizations observable here are 'crossings' (Rampton, 1995), such as initial <d> for <t>. Are they borrowings from US chat, which itself is influenced by urban Black oral varieties? For London phenomena (p. 108), the rationale given in both cases is that the forms are spreading into other regions and that this is the reason for their appearance in extra-London writing. However, this is actually an unsettled matter of current theoretical debate. At any rate, it is not clear (p. 152) why the reduction of <th> to <d, t, f> should not be subsumed under the 'consonant reduction' rule, since it is a writing phenomenon in this context, and it is not certain to what extent it reflects both (1) metalinguistic awareness of UK-available forms and (2) an effort toward economy instead of the individual dialect or even local dialect of the writer. In the end, much weight is put on the (admittedly clearly appreciable) effects of message length and cumbersome key (p. 154), but even better would have

been a deeper appreciation of the socio-psychology of the modality's subculture / counterculture.

The concept of creativity (as in the book's title) could have been more robustly constructed. As it stands, it serves in the book as rather more an umbrella concept. Interesting would have been a discussion of the specific creative processes (imitation, crossing, parody, metaphor, etc.) that present themselves in these submedia and which contribute to the particular form that resultant asynchronous texts contain.

The book's strengths appear to lie in the second, more theoretical half. Here Frehner offers deeper explanation of the differences between the various modes of asynchronous discourse, and the socio-psychological and cognitive reasons behind these differences.

There are some specific points to note. The argument made that SMS is more synchronous than email because of the time for message sending seems empirically inaccurate, since the speed of interaction in fact depends on network congestion, user typing speed, and several other factors. In fact, as pointed out elsewhere, Hård af Segerstad (2002: 19-21) asserts that "the more synchronous the interaction, the more features it shares with spoken face-to-face interaction". Thus, when email turns are short and rapid, language observable in email may certainly share more features with spoken language than does SMS. The reason that SMS in the author's database contains starker CMC-oriented structures may lie with the culture of SMS (defined chiefly by younger users) versus that of email (defined especially by non-teenagers and professionals in the work environment). Nonetheless, in the conclusion (§ 10), the claim is tempered as "SMS makes greater use of the analysed [linguistic] features than does email". Relatedly, Frehner's discussion on the duration of text dialogues is interesting, in fact, and it would be enlightening to see the same study for the emails.

Section 6.2 discusses further the premise that SMS is 'more conceptually oral' than email, a claim which does not seem to have been sustained in the book. Even so, section 6.3 on Koch & Oesterreicher's continuum model of orality and literacy is well presented and solidly constructed. Section 6.4 on comparing email and text to letter and phone, particularly the discussion of media richness theory (p. 182-183), is thoughtful and thought-provoking, and is also rather well researched. It would have been preferable if the author had taken some issue with Ling and Yttri's (2002) four gratification features of SMS over email (transportability, affordability, adaptability, and suitability / discretion), since these features are precisely the ones that make email potentially more 'gratifying' than SMS, not less. Moreover, much would seem to depend on the class of user, and it is also quite possible that certain interactional expectations from oral (phone) mode carry over to SMS mode.

In chapter 7, Frehner compares the structure of SMS and telegram. This is a thoughtful discussion that connects philosophically the historical development of these two modes. Particularly interesting is the comparison of salutations and farewells between SMS and telegrams (SMS omitting farewells, while telegrams more likely omit salutations), and the context-based reasons behind these phenomena. It would have been preferable had a comparison between email and hardcopy letters also been included, since many businesses, as well as many private individuals, do continue to use hardcopy for letters of various types; and there is certainly some excellent linguistic research available on letter-writing in print and email, e.g. Wyss (2008), Wyss and Günther (1996).

Frehner's conclusion of chapter 7 which situates telegrams and SMS in Koch and Oesterreicher's (1994) extended model (Dürscheid, 2003) of conceptual orality / literacy / digital / analog is overall well principled. The features that situate telegrams as digital (upper case, lack of punctuation,) are observable and well-characterized. Syntactic ellipsis, however, is more ambiguous as a feature, and may depend on what category is elided (pronouns, verbs, etc.). For example, in handwritten letters even (and perhaps especially) during the time of telegrams, it is quite common to delete the first person singular pronoun in telegrams, e.g. "Will see if there are enough roses for a bouquet", rather than to use the contraction "I'll". Both expressions contain elisions, but mode and style demands determine the type.

The strong link between orality and casualness likely prompts certain items to be characterized in the book as 'spoken expressions' (e.g. 'darling', section 7.3.4 "Lexical Features", p. 196; also p. 119, 150). However, it should be noted that the link between intimacy, orality, and casual language is more complicated (see Eble, 1996). Elsewhere (§ 3) the author suggests that because interjections are closely linked with emotion (cf. Biber, 1988), and thus spontaneity, their occurrence indicates near-synchronicity. This does not necessarily follow, since interjections can be used in any mode regardless of speed of transmission, and at any rate, Biber's features are ultimately meant to show a clustering of effects rather than mutual implication.

Interesting is Frehner's analysis in chapter 7 (7.4) that telegrams contain fewer 'pro-verbs' (the matrix verb in a complex construction that bears alone the functional load after gapping) than SMS. The results are undoubtedly related to the fact that telegrams are less contextualized (such that 'pro-verbs' cause too much confusion) and that SMS is more likely to be dialogic (telegrams are often used to give a one-off notice and require pragmatically no back-and-forth exchange).

Frehner's chapter 8, Multi-Media Message Service (MMS), an overall revelatory discourse-analytical chapter, treats multimedia messages (video, sound, photos) sent by mobile phone. With the analogy of MMS to postcards Frehner makes an important point: these two modes have in common the fact that they are usually monologic and often contain a very brief text message solely in order to complement the visual message of the image. The correlation Frehner makes between MMS and intimacy – that people do not send multi-media messages to those with whom they are not very close-- is an astute observation in relation to the analogy to postcard communication.

Chapter 9 (Linguistic change and possible implications of such a change) provides a social constructionist view of new media literacy. Here the author suggests (p. 237) that texting is not particularly "cryptic"; even if this characterization is debatable, her conclusion that there is no cause for alarm for standard literacy is correct – indeed, it could be argued that probably *because* texting *is* potentially cryptic, it seems unlikely to gain influence outside of in-groups (in this case, the subculture of SMS users).

The historical section "New trends – old features" is overall well researched and informative. The author does assert rather too boldly that texting is "grammar and spelling-rule free" and that users "consciously disregard... traditional grammar and spelling rules" (§ 10); the flouting of convention in CMC is certainly prescribed in Hale (1996) and may be actively practiced in some individual CMC networks and subcultures. At the same time, Frehner does also acknowledge the unplanned element in CMC discourse, and in the variation in linguistic forms of CMC, she quite rightly recognises a certain degree of "regularization" amid a "flexibility" of conventions. Frehner also points out (§ 10, the conclusion) the very important fact that the linguistic changes in CMC are a matter of degree, since the types of changes, broadly taken, have similar bases in historical linguistics. She thereby unifies several important observations about repeating trends as newer media emerge.

With any work, there are areas that could be improved upon or drawn into sharper focus. In this book, those areas seem to be primarily the features characterizing conceptual orality, the issues surrounding near-synchronicity, and the specifics of the creative processes that feed asynchronous discourse. Moreover, the work on emoticons in the book was interesting, and so a significantly larger section on emoticons and their usage and distribution would have been a particularly welcome addition. At any rate, *Email – SMS – MMS: The Linguistic Creativity of Asynchronous Discourse in the New Media Age* – particularly with its literature reviews, and its more philosophically-oriented and theoretical discussion sections – stands as a viable resource for

new media studies. Accordingly, the book contributes to the ever-growing body of research on language in the new media context.

Charley Rowe

University of Hong Kong & University of Cyprus
hku.hk.rowe@ucy.ac.cy

References

- Androutsopoulos, J. & Schmidt, G. (2002): SMS-Kommunikation: Ethnografische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 36, 49-80.
- Biber, D. (1988): *Variation across speech and writing*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Dürscheid, C. (2003): Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 38, 37-56.
- Eble, C. (1996): *Slang and sociability: In-group Languages among College Students*. Chapel Hill (University of North Carolina Press).
- Günther, U. & Wyss, E. L. (1996): E-Mail-Briefe – eine Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: E. W. B. Hess-Lüttich, W. Holly & U. Püschel (Hg.), *Textstrukturen im Medienwandel*. Frankfurt a. M. / Berlin / Bern (Forum Angewandte Linguistik), 29, 61-86.
- Hale, C. (1996): *Wired style. Principles of English Usage in the Digital Age (HardWired)*.
- Hård af Segerstad, Y. (2002): *Use and adaptation of written language to the conditions of computer-mediated communication*. Doctoral Dissertation, Department of Linguistics. Göteborg (Göteborg University).
- Koch, P. & Oesterreicher, W. (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: H. Günther & O. Ludwig (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Handbücher für Sprach- und Kommunikationswissenschaft*, V. 1. Berlin / New York (Walter de Gruyter).
- Ling, R. & Yttri, B. (2002): Hyper-coordination via mobile phones in Norway. In: J. E. Katz & M. A. Aakhus (eds.), *Perpetual contact: Mobile communication, private talk, public performance*. Cambridge (Cambridge University Press), 139-169.
- Rampton, B. (1995): *Crossing: Language and Ethnicity Among Adolescents*. London (Longman).
- Wyss, E. L. (2008): "From the bridal letter to online flirting: Changes in text type from the nineteenth century to the Internet era". *Journal of Historical Pragmatics*, 9(2), 225-254.

Compte rendu

Helot, C., Benert, B., Ehrhart, S. & Young, A. (éds.) (2008).

Penser le bilinguisme autrement.

Frankfurt am Main: Peter Lang.

Les éditrices de cet ouvrage, toutes formatrices d'enseignants dans des contextes bi-plurilingues particuliers, réunies dans le groupe PLURIEL (Plurilinguisme, Dialogue Interculturel et Enseignement des Langues) se veulent en rupture avec le monolinguisme encore actuel des institutions et mènent leurs recherches en favorisant une "approche intégrée du plurilinguisme". Elles relèvent en effet que malgré les changements sociaux et linguistiques, l'habitus des institutions scolaires est encore très monolingue. Cet ouvrage, fruit d'un séminaire de travail qui s'est déroulé en 2005 en Alsace sur le thème "Comment penser le bilinguisme autrement" accueille également d'autres textes complémentaires qui analysent la situation du bi-plurilinguisme dans plusieurs pays comme la Suisse, l'Australie et l'Irlande. Les auteures s'intéressent prioritairement aux contextes familiaux et scolaires et à la formation des enseignants. Il s'agit pour elles de clarifier les questions de bilinguisme, plurilinguisme et d'éducation bilingue qui circulent aujourd'hui dans les discours et qui sèment une certaine confusion. Ajoutons qu'il apparaît dans ce domaine un écart assez grand entre la francophonie et le monde anglo-saxon. Les recherches anglophones ont une plus longue tradition et sont plus nombreuses mais depuis quelques années la recherche francophone est également en train de se développer dans des contextes très divers.

La première partie de l'ouvrage est consacrée à l'espace franco-allemand. La situation même de l'enseignement bilingue actuel n'est pas au cœur du propos et Britta Benert s'est davantage intéressée, à partir d'un livre de Hansi (1913) *Mon Village*, à l'analyse de l'histoire même de cette région. Le bilinguisme dans ce contexte représente certes deux langues mais deux peuples et deux identités nationales qui ont été en guerre à plusieurs reprises. Il ne peut y avoir d'enseignement / apprentissage bilingue sans une explicitation historique. Le nationalisme d'il y a cent ans peut-il être dépassé aujourd'hui par l'apprentissage des deux langues? Les enfants vont-ils apprendre les langues maternelles de deux peuples dans une vision monolingue plutôt que bilingue ou plurilingue du monde? Dans cet espace linguistique où l'émotionnel prend une vigueur encore plus forte qu'ailleurs, la formation des enseignants devrait insérer l'histoire de la région et l'histoire de l'enseignement de l'allemand en France afin de travailler sur les

représentations des futurs enseignants tant du point de vue des langues que du point de vue des populations qui les représentent. Les représentations, soit des enseignants, soit des élèves sont souvent questionnées dans cette partie de l'ouvrage: comment des échanges entre groupes scolaires allemands et français peuvent-ils avoir une influence sur la représentation de l'autre et de soi; les compétences linguistiques et interculturelles des enseignants accompagnant leur classe sont également interrogées. Plusieurs auteurs montrent que les enseignants et les élèves n'ont pas les mêmes représentations de l'apprentissage, de sa dimension affective, de l'articulation entre les langues et de la façon dont ils considèrent leur répertoire. Les élèves migrants ont notamment une connaissance expérientielle du plurilinguisme que les enseignants ignorent.

Les expériences nationales qui forment la deuxième partie de l'ouvrage sont de deux types. Les premières traitent de pays de fait ou officiellement plurilingues, à savoir les Etats-Unis et la Suisse. Malgré la différence de situation, les deux contextes n'ont pas su jusqu'à présent sortir d'une idéologie monolingue pour reconnaître, par exemple, les langues familiales de la population scolaire ou, quand elles sont reconnues et parfois enseignées, l'imposition de la norme en langue scolaire ne participe pas au développement de la reconnaissance de ces langues. Plusieurs Etats des Etats-Unis ont interdit depuis quelques années l'éducation bilingue (l'Etat de New York en revanche a mis en place les programmes *Two-Way Dual Language* décrit par Orfelia Garcia qui montre à la fois la volonté d'enseigner les élèves en anglais et dans une autre langue comme l'espagnol et le chinois). Le discours est hybride, les langues enseignées n'étant pas toujours connues des élèves et la valorisation formelle de l'anglais excluant du système de nombreux élèves, bilingues ou plurilingues par ailleurs. En Suisse, l'idéologie monolingue comme dirait les sociolinguistes Lüdi et Py continue d'être très présente malgré la réalité plurilingue officielle. Les secondes recherches concernent l'île de Norfolk en Australie dont la situation est très particulière, cette île ayant été une colonie pénitentiaire jusqu'au milieu du XIX^e siècle et ayant développé à côté de l'anglais un créole anglo-antillais-polynésien. Après des périodes où le norf'lk a été discrédité, interdit, il est aujourd'hui réinséré peu à peu dans le système scolaire sans pour autant être reconnu comme langue par l'administration australienne. La situation de l'Irlande est différente dans la mesure où le gaélique, langue nationale avec l'anglais, est enseigné dans toutes les écoles (sauf pour les enfants en difficulté d'apprentissage), la plupart du temps comme langue seconde et non pas pour l'enseignement de matières scolaires. On remarque aujourd'hui une forte demande de la part des parents pour un enseignement en gaélique et pour une formation des enseignants qui développe leurs compétences surtout pour le secondaire.

Les recherches dont il est question dans la dernière partie se mènent en France, où il est encore très difficile de faire reconnaître la valorisation du plurilinguisme lorsqu'il s'agit des langues de la population migrante. La formation des enseignants, quant à elle, n'est pas encore prête à tenir compte de la diversité de la population, qu'elle soit linguistique, culturelle, sociale, identitaire et les références des élèves apprises hors de la classe sont ignorées alors que l'on sait aujourd'hui que c'est à partir de leur mobilisation que les élèves vont se trouver dans des situations plus favorables pour réussir leurs apprentissages. Les représentations dont nous avons parlé plus haut sont également à questionner dans la formation en proposant aux futurs enseignants des pratiques réflexives qui favorisent leur sens critique. Lefranc introduit une analyse de textes de Bakhtine qui rompt avec une vision linéaire, simple du discours pour donner une image active du locuteur qui ne va pas être un "exécutant obéissant" mais qui va se confronter à l'interlocuteur et aux discours socio-idéologiques énoncés dans la langue 2. L'objectif sera rempli quand l'apprenant "dialogiste" sera parvenu à regarder sa langue (on pourrait ajouter aujourd'hui dans de nombreux cas ses langues) comme une langue "semi-étrangère ou semi-familière". Si la discussion peut être vive sur ces points, il ajoute que dans cette perspective la salle de langue "ne devrait être ni un laboratoire d'observation des élèves, ni un cabinet médical, ni une salle d'audition, mais un espace transitionnel de redécouverte et de réinventions verbales" où chacun mobilise son répertoire langagier. Ce dernier texte qui intitule un de ses chapitres "une utopie didactiques?" rompt avec une vision traditionnelle des langues et de leur enseignement / apprentissage. On remarque ici le chemin à parcourir dans la formation des enseignants (et dans la société) pour que le titre de l'ouvrage "Penser le bilinguisme autrement" donne lieu à de nouveaux discours et à de nouvelles pratiques. C'est également ce que donne à voir le texte de Rigo, qui discute des préalables indispensables à un changement. Il est intéressant de noter que les textes de cet ouvrage décrivent des situations "en chantier" entre un bilinguisme qui s'apparente à un monolingisme à deux voix et un bi/plurilinguisme où les représentations des langues et de leurs locuteurs sont ouvertes à de nouvelles réflexions et où les enjeux politiques et socio-communicationnels, qu'ils soient scolaires et sociétaux, sont questionnés pour que de nouvelles pratiques émergent. Il en existe déjà certaines qu'il aurait été intéressant d'analyser.

Christiane Perregaux
FPSE, Université de Genève
Christiane.Perregaux@unige.ch

Compte rendu

Mourlhon-Dallies, F. (2008).

Enseigner une langue à des fins professionnelles.

Paris: Didier.

L'ouvrage de Florence Mourlhon-Dallies constitue sans aucun doute un apport important dans le champ de recherche et d'intervention formative en plein essor que constitue l'enseignement des langues dans les milieux professionnels. Enseignants de langues, didacticiens des langues, analystes des discours, responsables de formation, chercheurs et étudiants en sciences du langage et de la formation trouveront dans cet ouvrage un outil de travail précieux. Sa parution témoigne de la vivacité des travaux consacrés à l'enseignement des langues, champ qui se trouve aujourd'hui confronté au défi de répondre à une demande sociale qui a, pour ainsi dire, explosé. Les transformations sociétales des dernières décennies – mondialisation, tertiarisation, mouvements migratoires – pour ne citer que trois des principaux facteurs de cette transformation, ont en effet ramené le domaine langagier au premier plan des préoccupations de la formation professionnelle.

Aux acteurs des divers terrains concernés, cet ouvrage apportera tout d'abord des éléments de clarification terminologique et conceptuelle dans un panorama particulièrement complexe, voire confus, dans lequel les expressions "français (ou langue) de spécialité", "de spécialisation", "à objectifs spécifiques" se côtoient, mettant en difficulté non seulement les profanes, mais aussi les spécialistes des divers champs concernés par la formation et l'enseignement des langues.

Ce livre constitue par ailleurs une contribution à part entière à la construction du champ lui-même. Il se présente comme la synthèse de quinze ans de réflexions et d'interventions de terrain dans les champs de l'analyse de discours et de l'enseignement du français sur objectifs spécifiques. Il propose une conception de l'enseignement des langues à but professionnel, *le français langue professionnelle*, qui articule une analyse différenciée de discours et une démarche d'ingénierie de la formation.

L'ouvrage est organisé en trois parties. La première partie retrace l'évolution des appellations employées pour désigner le français destiné à des publics professionnels ou en voie de professionnalisation. L'auteure déclare ne pas prétendre à l'exhaustivité mais à la mise en évidence du mouvement d'ensemble ayant conduit à recomposer ce champ, par suite des mutations intervenues dans le monde du travail et dans la nature même des publics à former. Prenant appui sur les travaux qui retracent l'histoire de l'enseignement

des langues (Eurin, 2003; Lehmann, 1993; Holtzer, 2004), l'auteure montre comment cette multitude d'appellations tient au fait qu'en fonction de la nature des demandes et en fonction des méthodologies dominantes, l'accent a été mis sur des contenus et des objectifs de formation différents. On l'aura compris, la tâche de rendre compte de cette diversité de courants et d'appellations s'avère périlleuse tant les critères qui fondent les distinctions sont nombreux. Un réel effort d'analyse sera nécessaire, reposant sur deux critères: a) la priorité didactique du courant auquel renvoie l'appellation et, b) la méthodologie didactique dominante. Six cas de figure sont ainsi décrits: le français langue de spécialité, le français instrumental, le français fonctionnel, le français de la communication professionnelle et le français langue professionnelle. Le français sur objectifs spécifiques reste en dehors de ce panorama puisqu'il méritera, par la suite, un chapitre à part entière. L'apparente simplicité du double critère de classement renferme une grande hétérogénéité des cas à l'étude. Sous le critère "priorité didactique", des niveaux distincts de structuration de la langue sont pris en considération selon les cas. Le lexique et les structures de phrase sont au centre des enseignements du "français langue de spécialité". Ces contenus sont combinés avec des activités de lecture de textes spécialisés dans le cas du "français instrumental". Dans d'autres courants, ce sont les besoins de communication professionnels qui sont retenus comme priorité didactique. Les besoins seront pris en compte soit de manière transversale (c'est le cas pour le "français fonctionnel"), soit dans leur spécificité en lien avec le métier ("le français de spécialité"). Pour le dernier des courants considérés, "le français langue professionnelle" défendu par l'auteure, la priorité didactique est décrite comme relevant de "la logique d'exercice de la profession". Cette notion renvoie à la capacité de fonctionner dans des circonstances professionnelles, elle sera développée plus tard dans l'ouvrage. La ligne de force qui se dessine dans le parcours historique de la didactique du français non généraliste relève d'un dégagement progressif des préoccupations strictement linguistiques et d'une volonté d'articuler la linguistique à des éléments connexes (réalités socio-culturelles, économiques, cognitives, professionnelles). Si on ajoute à ce panorama le débat sur l'interdisciplinarité et le tournant praxéologique dans l'enseignement des langues, cette évolution fait écho à celle des sciences du langage dans son ensemble.

Le français sur objectif(s) spécifique(s) (FOS), dont traite le second chapitre de cette première partie, est présenté comme le terme englobant permettant d'apporter de la stabilité dans la variabilité terminologique connue jusque-là. Néanmoins, selon Mangiante et Parpette (2004), le FOS se distingue du "français de spécialité" par le type de procédure institutionnelle qui lui est associée. Dans le cas du français de spécialité, on part de l'offre et dans celui du français sur objectif spécifique, de la demande. La dépendance des démarches de français sur objectif(s) spécifique(s) vis-à-vis de la demande

leur confère d'autres caractéristiques, en particulier la volonté de restreindre l'objectif didactique ciblé. Le chapitre note par ailleurs les rapprochements et les contrastes entre les démarches FOS et celles de son correspondant ESP (*English for Specific Purposes*) apparu une vingtaine d'années auparavant dans le milieu anglo-saxon.

Le français langue professionnelle – expression retenue par l'auteure pour la démarche défendue – fait l'objet d'une présentation synthétique dans le chapitre 3 de la première partie de l'ouvrage. En tant que discipline didactique, "le français langue professionnelle" (ci-après FLP) est présenté comme la résultante de facteurs relevant de quatre niveaux différents. Le FLP a tout d'abord été favorisé par un contexte socio-économique et politique particulier. En deuxième lieu, il est dépendant du public visé: il s'agit de personnes devant exercer leur métier essentiellement en français, ayant des degrés de professionnalisation divers et qui se perfectionnent dans cette langue ou l'apprennent pour la première fois. On y intègre aussi des publics français devant accéder à un premier emploi ou en projet de changement de poste. Cette délimitation est à l'origine de décloisonnements divers: celui qui sépare français langue seconde – étrangère du français langue maternelle; celui des publics qui regroupe le milieu universitaire et le public de la formation professionnelle. Le FLP se dit aussi concerné par la problématique de l'illettrisme et de l'alphabétisation. Quant aux contenus d'enseignement, troisième niveau contribuant à la définition du courant FLP, on distingue deux plans. Le premier, celui de la branche (la santé, l'informatique), insistera sur les interactions entre les différents acteurs du secteur. Le second, celui du métier (infirmière, chirurgien) prendra en compte le dispositif de travail effectif. L'enseignant de FLP, nous dit-on, doit pouvoir penser "les logiques professionnelles" à l'œuvre en se donnant les moyens d'identifier: a) les raisonnements attendus à un poste de travail donné; b) les modes de présentation de l'information propres au domaine; c) les postures professionnelles. Le lecteur rencontre ici l'une des idées maîtresses du travail de Florence Mourlhon-Dallies, celle de la "logique professionnelle" qui se trouve placée au cœur de l'approche FLP. Cette logique doit être saisie par l'enseignant, lequel devra voir comment les éléments tenant à l'organisation du travail jouent sur toute prise de parole ou d'écriture de texte en contexte professionnel. Le quatrième plan définitoire du FLP s'intitule "la démarche". Venant à la suite de la discussion des contenus, on s'attend à trouver ici une description de la démarche d'enseignement prônée par l'approche. Or, les questions évoquées sous cet intitulé se réfèrent, dans un premier temps, à l'élargissement de l'objectif de formation que l'approche prend en charge. Et dans la suite, ce sont les questions de recherche et de mise en forme didactique qui sont évoquées et attribuées à l'enseignant. Au vu de l'ensemble des tâches convoquées par la démarche, l'auteure reconnaît que le FLP devra

être pluridisciplinaire, constat quelque peu rapide face à la complexité du travail dévolu à l'enseignant.

La deuxième partie de l'ouvrage est consacrée aux apports théoriques qui fondent l'approche centrée sur la langue professionnelle (FLP). La prise en compte progressive des problématiques du travail dans les sciences humaines a rendu possible le repositionnement de la didactique des langues à but professionnel. A travers les trois chapitres qui composent cette partie, l'auteure présente successivement la problématique du langage au travail, les modèles d'analyse de discours en contexte professionnel et les résultats de recherche qui sont interprétés dans le modèle en construction comme relevant des "logiques professionnelles". Pour le chapitre concernant le langage au travail, l'auteure détaille les travaux phares du domaine (Boutet, Zarifian, Lacoste & Grünhage-Monetti). À la suite des travaux de Boutet (2002), la notion de part langagière du travail est reprise, révélatrice des mutations du travail et du passage d'un modèle taylorien éminemment répressif vis-à-vis de la parole, vers un modèle où le langage est central, voire constitutif de l'activité professionnelle elle-même. Les transformations du monde du travail qui devront être retenues pour penser les activités d'enseignement des langues sont détaillées. On y note tout d'abord la multicanalité du travail lui-même, c'est-à-dire, l'interdépendance entre les activités verbales, les outils, les machines, les divers instruments de représentation, schémas, maquettes, tableaux, etc. En lien avec les recherches de Lacoste, la problématique du polylogue est également abordée. Le recours à des outils électroniques produit une multiplication des dialogues qui se déroulent en parallèle, obligeant à prendre ses distances avec le format de l'échange en tête-à-tête, souvent prédominant jusqu'alors dans les activités didactiques. En raison des réalités intrinsèques des activités de travail, de la nécessité d'harmoniser temps individuels et temps collectifs, ces particularités de la communication professionnelle (multicanalité, dimension polylogale) sont bien plus importantes que dans le contexte ordinaire. En prolongement de la critique faite par Greenbaum (2006) concernant la pénétration du travail dans la sphère privée, Mourlhon-Dallies étudie la réorganisation des espaces symboliques et de la temporalité du travail. Les propriétés notées concernant le travail contemporain amènent l'auteure à défendre l'idée que la didactique des langues devrait, elle aussi, recourir massivement aux nouvelles technologies pour reproduire en situation de formation les conditions de communication propres aux postes de travail. Le chapitre 5 s'intéresse quant à lui aux modèles d'analyse des échanges et de discours en milieu professionnel, étape d'analyse nécessaire pour la conception des enseignements de la langue professionnelle et qui attirera l'intérêt de nombreux lecteurs. Le chapitre est composé de quatre rubriques: l'analyse des interactions au travail, l'analyse du Discours, l'analyse des Discours médiée; l'analyse Différentielle des discours. Soulignons le traitement inégal

réservé aux courants retenus. Les présentations concernant l'analyse de discours et celles de l'analyse des discours médiée sont éclairantes et intéresseront le lecteur. La première aboutit à une critique qui dénonce la focalisation de l'analyse du discours sur les objets discursifs au détriment de son intégration dans le contexte praxéologique auquel les activités langagières participent. La multimodalité de la communication notamment se verrait ainsi passée sous silence. L'approche d'analyse du discours médiée se présente dès lors comme une alternative. Le discours y est défini comme la part de langage qui est mise en jeu quand on effectue une action. L'auteure défend une troisième voie, sous l'appellation d'analyse différentielle des discours. Cette approche exige d'opérer le croisement d'une diversité de points de vue. La complexité de la démarche que cette approche prône pourrait décourager l'enseignant de langues qui souhaiterait explorer un milieu professionnel à l'aide de tels outils méthodologiques. Se situant (selon nous) en contradiction avec l'orientation théorique globale défendue par l'ouvrage et plus particulièrement avec la critique adressée à l'analyse du discours, c'est-à-dire, celle de détacher les discours étudiés de leurs contextes praxéologiques de production, l'auteure affirme que l'étude du terrain professionnel ne constitue pas nécessairement une étape dans l'étude de l'objet, langue professionnelle.

Par les exemples d'analyse et par les résultats rapportés, le chapitre 6 retiendra tout particulièrement l'attention des praticiens de la formation. L'étude de quatre domaines professionnels mène à l'identification de "logiques professionnelles" correspondant à chacun d'entre eux. Selon ces analyses, le poste d'ingénieur en informatique, par exemple, se caractérise par la fréquence d'un discours portant sur "le cas de figure"; alors que le champ du tourisme fait la part belle à une logique rédactionnelle œuvrant à la recomposition du réel pour modifier les perceptions du client. À propos du discours médical (portant sur l'étude des ordonnances), les résultats montrent que ces textes relèvent des genres procéduraux, même s'ils restent vagues quant à l'agent et quant aux actions précises qui sont prescrites. À noter que les glissements entre "logique professionnelle", "logique rédactionnelle" et "opération logico-discursive" font que la définition du statut de cette entité permettant de caractériser un métier, ou un poste dans un domaine, s'avère difficile à saisir. Un deuxième problème découle de ces considérations: celui de la place relative du discours étudié dans l'exercice d'une profession. À cet égard, les propriétés des discours de l'informatique et de l'architecture qui sont mises en évidence sont sans doute révélatrices des traits du discours dans ces domaines. On peut en effet supposer que ces discours sont au cœur des interactions entre professionnels et clients, notamment. Par contre, le choix des ordonnances comme représentatives du discours médical reste, à nos yeux, très réducteur. Le refus de l'auteure de considérer qu'une analyse

des activités professionnelles sur le terrain constitue une étape préalable pour caractériser les métiers et leurs discours montre ici ses limites.

La troisième partie de l'ouvrage s'intitule "Ingénierie de formation". Tout au long des chapitres qui la constituent, elle retrace les étapes d'une intervention formative, de sa conception à son évaluation. L'auteure situe sa démarche dans l'ingénierie de formation qu'elle oppose à un positionnement dans la didactique du FLE. La démarche d'ingénierie se caractérise par l'analyse de la demande et du cadre de formation, avant la détermination des contenus à enseigner. Plus précisément, cet amont de la formation comprend l'analyse de la demande, l'analyse des besoins et l'analyse systémique de la situation d'enseignement-apprentissage. Concernant les demandes, le chapitre présente une typologie de cas selon le degré de recouvrement de la formulation de la demande et des motifs réels de l'entreprise. Les types de demandes sont catégorisés en se référant aux travaux de Dennerly (1999) et aux cas de figure rencontrés sur le terrain par l'auteure. Quant au chapitre portant sur l'analyse de besoins, on y trouve une synthèse relativement classique de l'histoire de cette démarche et des questionnements qu'elle a suscités dans la didactique des langues depuis les années 1970. L'analyse systémique renvoie, quant à elle, aux méthodes du *français fonctionnel* et sert à fonder les démarches destinées au contexte professionnel. Ces chapitres permettent de découvrir les liens du FLP avec les démarches qui l'ont précédé dans le champ de l'enseignement des langues. Lorsque la conception de la formation et son architecture modulaire sont abordées dans le chapitre 8, on insiste sur les particularités de la formation en entreprise, tout particulièrement l'adaptabilité extrême dont elle doit faire preuve quotidiennement du fait de la fatigue des apprenants, de la reconfiguration constante des groupes, etc. Malgré ce constat, un ordonnancement des modules est à prévoir par l'ingénierie. Les principes organisateurs mis en avant sont la structuration thématique, les quatre habilités, les compétences professionnelles, le degré de spécialisation, le dispositif de travail. Des considérations sur la conduite d'une séance et son organisation interne sont aussi retenues dans la présentation du dispositif.

En conclusion, on peut retenir l'idée que l'ouvrage reflète les caractéristiques du champ en émergence que constitue la formation à la langue professionnelle. L'ouvrage, ainsi que le champ lui-même, font preuve en effet d'un grand dynamisme dans la prise en compte de problématiques complexes du terrain professionnel. Cependant, cette volonté affirmée rencontre dans sa démarche des défis méthodologiques et théoriques non négligeables dont la recherche devra s'emparer sans tarder.

Itziar Plazaola Giger
Université de Genève
Itziar.Plazaola@gmail.com

Bibliographie

- Boutet, J. (2002): La part langagière du travail, bilan et perspectives. In: Langage et société, 98, 17-42.
- Dennerly, D. (1999): Piloter un projet de formation. De l'analyse de la demande au cahier des charges. Nanterre (ESF).
- Eurin, S. (2003): Cinquante ans d'enseignement du français sur objectifs spécifiques: quelques éléments d'une évolution. In: Les Cahiers de l'ASDIFLE, 14, 107-112.
- Greenbaum, J. (2006): Fenêtres sur les lieux de travail. Paris (Myoho).
- Holtzer, G. (2004): Du français fonctionnel au français sur objectifs spécifiques: histoire des notions pratiques. In: Le français dans le monde. Recherches et applications, 8-24.
- Lehmann, D. (1993): Objectifs spécifiques en langue étrangère: les programmes en question. Paris (Hachette).
- Mangiante, J.-M. & Parpette, C. (2004): Le français sur objectif spécifique. Paris (Hachette).

